

CHERRY BLOSSOM

SIE IST GIFT FÜR SEIN HERZ

ALESSIA GOLD



Enthält sensible Themen

Eine genaue Auflistung aller in diesem
Buch enthaltenen Triggerthemen findest du auf:
www.federherzverlag.de/trigger

CHERRY BLOSSOM
Sie ist Gift für sein Herz

Copyright: Alessia Gold, 2022, Deutschland
Bildmaterial: Shutterstock, Freepik
Korrektorin: Annette Nenner

ISBN: 978-3-98595-639-5

Druckerei Smilkov Print Ltd
Pokrovnishko shose
2700, Blagoevgrad

Alle Rechte vorbehalten.

Federherz Verlag
Süntelstraße 70
31848 Bad Münder
www.federherzverlag.de
Instagram: @federherz.verlag



*Für dich.
Weil jeder einen Duncan haben sollte.*



Warnung

In dieser Geschichte brechen Herzen.
Auch deins.

Vermutlich wirst du den Drang verspüren, das Buch
zuzuklappen. (Tu es, wenn es dir zu viel wird.)
Vielleicht willst du es an die Wand werfen. (Tu das bitte
nicht, das arme Buch!)

Vielleicht willst du gar nicht weiterlesen. (Das wäre schade.)
Vielleicht wirst du schreien, vielleicht weinen, vielleicht
jemanden verfluchen. (Das ist völlig in Ordnung.)

Letztendlich liegt es an dir, wie gut der Kleber des Happy
Ends halten wird.
Kannst du vergeben?
Kannst du verstehen?
Kannst du bedingungslos lieben?
Kannst du vertrauen?
Du nickst, nicht wahr?

Nun ... so leicht wird es nicht. Die Geschichte von Duncan
und Holly ist keine romantische Lovestory. Daran solltest
du dich beizeiten erinnern, wenn du denkst, alles
verstanden zu haben.

Möglicherweise wirst du am Ende für dein Durchhalten
belohnt – möglicherweise aber auch nicht. Auch das liegt
an dir.

Du verstehst nicht, was ich meine?
Auch das werden wir bald herausfinden – du musst dich nur
trauen, umzublättern ...



Duncan

PROLOG



Die Hitze brennt auf meiner Haut. Meine Lunge steht in Flammen und in meinem Magen wütet ein reiner Feuersturm, der in alle Gliedmaßen abstrahlt.

Mir ist furchtbar heiß. Meine Lippen sind trocken, genauso wie mein Mund. Ich bezweifle, dass ich nur einen Milliliter Flüssigkeit in mir habe.

Dafür habe ich unstillbaren Durst, der mich nach und nach tötet.

Genauso wie die Sonne, die ihre hellen, heißen Strahlen auf mich schickt. Hier oben ist sie noch so viel heißer als dort unten auf der Erde.

Merkwürdigerweise fühlt es sich gar nicht falsch an, hier zu schweben. Über den Wolken, der Sonne so nah – wie dem Tod.

Ich fühle es.

Ich sterbe.

Und obwohl ich nie an übernatürliche Wesen geglaubt habe, ist da etwas, das von meinem Blick wie magisch angezogen wird. Auf der nächsten Wolke sitzt sie, und ich kann meine Augen nicht von ihr abwenden, so schön ist sie. Ihre hellen blonden Haare fallen dicht um ihr hübsches Gesicht, ihre ausdrucksstarken Augen strahlen blauer als der Himmel hinter ihr, unter ihr, über ihr.

Meine süße Kirsche. Schöner als jeder Engel.

Ihr Blick ist weich, voller Liebe, voller Zuneigung, als sie ihre Hand hebt und mich mit einem Finger zu sich lockt.

Doch so sehr ich mich auch bemühe, ich komme nicht voran. Immer wieder stoße ich gegen eine unsichtbare Mauer, die mir Kopfschmerzen nicht gekannten Ausmaßes beschert, dabei habe ich den Aufprall nicht einmal gespürt. Ich schwebe untätig in der Luft.

»Holly!«, brülle ich gegen die Verzweiflung an. »Ich kann nicht!«

Ihre vollen, rosigen Lippen verziehen sich zu einem traurigen, mitfühlenden Lächeln. »Ich weiß.« Diese Worte sind so bedeutungsschwer, dass ich sie nicht in ihrem ganzen Spektrum erfassen kann. Aber wer, wenn nicht sie, würde diese drei simplen Wörter besser verstehen?

»Was ist passiert?«, frage ich und Hollys Gesicht bleibt starr, als die ersten Erinnerungen in mein Hirn schießen. Der beißende Geruch nach Rauch. Plötzlich habe ich ihn wieder in der Nase, genau wie das Quietschen des Metalls in meinen Ohren, als die Wagen ineinandergerast sind. »Wir sind tot.« Es ist eine simple Feststellung. Genauso wie die: Engel gibt es doch. Ist das hier nun unser Ende? Auf Wolken über der Erde, ohne dass ich sie berühren kann?

»Nein«, seufzt Holly und sieht mich aus ihren dunklen Augen an. »Ich bin nicht tot. Und weißt du, warum nicht?« Ich schüttle den Kopf und ihr Blick wird weich. »Weil du mich beschützt hast, Dun.« Da sehe ich die Tränen, die über ihre Wangen laufen, und mir wird klar, was das hier ist. Ein fucking Abschied.

Nur ich sterbe.

Und ich darf sie noch einmal sehen. Vielleicht gibt es Gott ja doch. Scheint ein netter Kerl zu sein, wenn er mir das noch einmal ermöglicht, bevor ich meinen Weg in die Hölle antrete. Dass ich dorthin komme, ist keine Frage, nach all der Scheiße, die ich zu meinen Lebzeiten auf der Erde fabriziert habe. Hätte ich gewusst, dass es den Himmel doch gibt ... Nein, verdammt. Ich hätte nichts anders gemacht. In der

Hölle warten Typen auf mich, mit denen ich noch nicht fertig bin. Männer, die Holly das angetan haben, was sie und mich daran gehindert hat, uns rechtzeitig zu finden. Wir hatten viel zu wenig Zeit.

In diesem Moment realisiere ich, dass das hier das allerletzte Mal ist, dass ich Holly sehe. Ihr Weg wird irgendwann im Himmel enden; das ist genauso klar. Weil wir immer absolut unterschiedlich waren.

Nun weint sie deutlicher, dicke Tränen perlen über ihre bleichen Wangen, ihr verhangener Blick starr auf mich gerichtet. »Du hast mich mit deinem starken Körper und deinem Leben beschützt, Dun«, flüstert sie, und doch dröhnen ihre Worte laut in meinen Ohren.

»Das würde ich immer wieder tun«, sage ich sofort, weil es so ist. »Geht es dir gut, meine kleine Kirsche?«

Sie lächelt traurig. »Wir sagen uns immer die Wahrheit, richtig?«

»Immer«, bestätige ich sofort.

Jeder Zug ihres Gesichts ist von der Trauer gekennzeichnet. »Nein, mir geht es nicht gut.«

Ich erstarre. Ich kann nicht sterben, wenn es ihr nicht gut geht. »Wurdest du verletzt?«

»Nein.«

Mein Magen verklumpt und das Feuer brennt tiefe Schneisen in mich. »Warum dann? Was ist los?«

»Das Beruhigungsmittel ... runterdosiert.«

Was? Ich blinzele in die helle, riesige über uns aufragende Sonne, wende den Blick jedoch sofort wieder ab, um zu Holly zu sehen. Sie beobachtet mich und wischt sich die Tränen aus den Augenwinkeln.

»Ich möchte, dass du eine Sache weißt, Dun.«

»Du kannst mir alles sagen«, keuche ich, weil ich spüre, wie an mir gerissen wird. Eine unsichtbare Macht zieht mich zurück, aber ich kann nicht gehen, ohne gehört zu haben, was sie sagen wollte.

»Wenn ... jetzt nicht ... allein schafft, können ... nichts mehr ... tun. Es ... leid, Mr Girard.«

Mit aller Kraft stemme ich mich gegen den Sog und lasse Holly nicht aus den Augen, die zur Seite sieht und traurig den Blick senkt.

»Duncan!«, ertönt eine andere weibliche, mir viel zu vertraute Stimme. »Liebster, siehst du mich nicht?«

Der Sog lässt nach. Ich schwebe federleicht in der Luft, unter der heißen Sonne, und verfluche Gott dafür, dass er mir das antut.

Da sitzen sie. Die zwei einzigen Frauen, die ich je geliebt habe, vereint auf einer Wolke. Neben meinem unschuldigen Engel wirkt Sophia mit ihren schwarzen Haaren und dem roten Lackoutfit wie eine verdorbene Nutte. Fuck, was denke ich? So sollte ich nicht über meine tote Freundin denken, verdammt.

»Sophia«, knurre ich und kann es nicht glauben, was ich hier sehe.

»Du hast mich durch sie ersetzt?«, fragt sie und fährt mit ihrem schwarz manikürten Fingernagel über ihr tief geschnittenes Dekolleté. Ich habe nicht einen Blick für ihre prallen Titten übrig. »Ehrlich, Dun? Eine Frau, die du nicht einmal ficken kannst, wie du es brauchst?«

Mein Blick fliegt zurück zu Holly, die traurig auf die weiße Wolke sieht.

»Hey, kleine Kirsche«, rufe ich ihr zu. »Sieh mich an!« Sie gehorcht, wie sie es immer tut. Auf ihren bleichen Wangen liegt ein rosa Schleier. »Das meint sie nicht so. Das, was wir beide haben ...«

»Das, was ihr beide hattet«, korrigiert Sophia mich spotrend, »war eine Farce! Verstehst du es nicht? Sie hat dich verarscht! Sie hat mit dir gespielt! Sie hat deine Lage und deine Trauer um mich eiskalt ausgenutzt! Sie ist schuld daran, dass du jetzt hier bist! Sie hat dich umgebracht, Duncan!«

Nein. Nein, das hat sie nicht.

Nichts davon.

Ich sehe zu Holly, die meinen Blick erwidert, ohne wegzusehen. »Das hast du nicht.« Etwas flackert in ihren blauen Augen auf und sie will etwas sagen, als Sophia ihre

schwarzen Flügel ausbreitet – und sich auf Holly wirft. »Nein!«, brülle ich so tief, dass meine Lunge zerreißt.

Gott ist ein Idiot, wenn er das hier zulässt. Ich stürze vor, bäume mich auf, kämpfe gegen alles, was mich festhält. Und plötzlich bin ich frei. Ich erreiche Holly, reiße sie von Sophia weg. Ihr Körper fühlt sich glatt an. Wie Stoff. Als wäre sie eine Puppe.

»Du musst gehen«, flüstert Holly und legt ihre Hände an meine Wangen. Sie fühlen sich verdammt warm und lebendig auf meiner kalten Haut an. Ihre blauen Augen bohren sich mit einer Intensität in meine, dass die Hitze sich aus meinem Magen zurückzieht. Sie heilt mich. »Egal, was auch geschieht, Duncan«, flüstert sie eindringlich und pflanzt mir ihre Worte damit auf ewig tief ins Hirn. »Ich möchte, dass du dich daran erinnerst. Daran, was ich dir nun sagen werde.« Ich nicke und bin wie gefangen von ihr, dabei spüre und sehe ich, wie sie sich immer mehr auflöst und zu einem Schatten ihrer selbst wird. Meine Zeit ist nun gekommen. Ich spüre es mit jeder Faser meines Körpers. »Alles, was ich dir je gesagt habe, ist wahr. Das weißt du. Du darfst niemals an mir zweifeln, hörst du, Duncan? Zweifle nicht an dem, was wir hatten und was wir haben. Egal, was auch passiert. Wir beide sind mehr als alles andere. Mehr als alles, was uns angehängt wird. Ich liebe dich.« Sie weint stumme Tränen, als sie mir aus den Fingern gleitet.

Sophias aufgeregtes Lachen legt sich auf meine Ohren und sie drängt sich vor mich. Ich mache einen Schritt zurück, kann dem Zug an mir nicht mehr lange standhalten. »Du musst dich entscheiden, Duncan. Für sie. Oder für mich?«



KAPITEL 1

Duncan



Das gleißende Licht ist noch immer da, als ich die Augen aufreiße, nur gehört es nicht zur Sonne, sondern strahlt von einer grellen Neonröhre ab. So grell, dass ich die Augen direkt wieder schließe – und doch kurz darauf wieder stöhnend öffne, als ich die kleinen, zarten Finger zwischen meinen spüre.

Sie ist da.

Ist sie das? In mir brodelte nach wie vor ein Feuer, das ich nicht ersticken kann. In ihrer Gegenwart fühle ich mich anders. Vollständiger. Irgendwas fehlt.

Mein Blick ist verschleiert, als ich gegen die dröhnenden Kopfschmerzen anblinzele.

»Jules!«, ruft eine weibliche Stimme, und dann sehe ich sie, als sie sich über mein Gesicht beugt. »Er wird wach, komm schon!«

Das ist nicht meine Kirsche.

»Gottverdammte, Duncan, was machst du für eine Scheiße?«, blafft Jules mich von der Seite an und taucht neben Paige auf, die meine Hand noch immer fest umklammert hält.

Nette Geste, aber leider die falsche Frau.

»Wo ist sie?«, frage ich und richte mich unter dem tonnenschweren Gewicht auf, das auf meiner Brust lastet. Ein Blick an mir herunter reicht, um zu verstehen, was hier los

ist. Unter dem weißen Krankenhauskittel sehe ich zahlreiche Verbände hervorschauen, die gefühlt meinen gesamten Körper bedecken. Wo ich auch hinsehe, entdecke ich Schläuche und Kabel. Weiße, rote, durchsichtige. Die Schmerzen pochen in jedem noch so kleinen Winkel und ich kann förmlich spüren, wie sie von Schmerzmitteln unterdrückt werden. Jeder verdammte Atemzug ist mit immenser Anstrengung verbunden. Ich bin dem Tod allem Anschein nach gerade noch von der Schippe gesprungen. *Weil Holly mich zurückgeschubst hat.* Innerlich schüttle ich über mich den Kopf, nach außen ziehe ich meine Hand von Paige zurück und reiße die Kanüle ab, die auf meinem Handrücken klebt. Klebte. Jetzt ist sie ab und meine Hand brennt, als ich nach den nächsten Kabeln greife und mir das Blut warm über die Hand läuft.

»Das lässt du mal schön bleiben.« Jules bringt sich neben mir in Position, packt mich viel zu grob für diese Umgebung an den Schultern und drückt mich zurück. »Wir dachten, du stirbst! Du *warst* tot! Und genau deshalb bleibst du hier, jede Kanüle an ihrer Stelle und du akzeptierst, dass auch du sterblich bist!«

»Wo ist sie?«, wiederhole ich knurrend und ungeachtet seiner kleinen Ansage. Wenn ich schon von Engeln fantasieiere, ist mir klar, wie knapp es war.

Ich versuche, die Halluzination aus meinem Gedächtnis zu verbannen, doch ich weiß noch jedes verdammte Detail. Jedes Wort, das sie an mich gerichtet hat und das mir seither schwer im Magen liegt. »Wenn du mir gleich sagst, dass Holly tot ist, dann kannst du mir das Zeug hier abreißen und alles abstellen. Ich ...«

»Holly ist nicht tot«, knurrt Jules und befestigt die Kanüle auf meinem anderen Handrücken, als würde er das jeden Tag machen. »Aber sie ist auch nicht hier, okay?« Sein Ton ist ruhig, aber ich kann die unterdrückte Wut deutlich aus ihr heraushören.

Dazu sagen kann ich aber nichts, denn in diesem Moment wird die Tür zu dem Zimmer geöffnet, für das ich

bisher keinen Blick übrighatte. Es ist riesig, die Themse glitzert hinter der breiten Fensterfront und ich bin mir sicher, dass die Zwillinge dafür gesorgt haben, dass sich die besten Ärzte des Landes um meine Genesung kümmern.

»Alter«, kommt es in einer Mischung aus Erleichterung und Vorwurf, als Francis neben Paige tritt und mich ansieht, als wäre ich eine Fata Morgana. Hinter ihm erscheinen gleich drei Männer in weißem Kittel, mit grauen, streng gelegten Haaren, die ganz dem Klischee der Chefärzte entsprechen. »Scheiße, du lebst! Ich habe schon deinen Sarg ausgesucht!«

»Francis!«, keucht Paige schockiert, doch ich hätte beinahe gelacht. Beinahe, weil ich nicht lachen kann, solange mir niemand verrät, was mit Holly passiert ist. Mein eigener Tod ist mir egal.

»Er kommt damit klar«, wirft Francis brummend an Paige gewandt ein. »Ich wollte ihm doch bloß verdeutlichen, wie scheißeknapp es um ihn stand.« Er beugt sich über mich und bohrt seine grünen Augen in meine. »Alles okay da drin?« Er tippt leicht gegen meine Stirn. »Wer bin ich?«

»Bei solchen Sprüchen kannst du nur Francis sein«, würge ich ihn ab und deute mit dem Kinn hinter ihn, damit er sich aus meiner Komfortzone bewegt. Francis grinst erleichtert und tritt zurück.

»Okay, ich schätze, sein Hirn ist noch immer so überheblich gepolt wie immer.« Seine Faust trifft mich an der Schulter, als ich genervt schnaube. »Hey, das ist gut. Wir haben schon befürchtet, wir müssten dir alles wieder beibringen. Du weißt schon. Essen. Sprechen. Laufen.« Seine Augenbrauen zucken in die Höhe und ich weiß, was er sagen will, bevor er es ausspricht. Jules auch, doch Francis' Stimme hebt sich über die von Jules, als er ihn von mir zurück zerrt. »*Ficken* – ja, verdammt, ist ja gut, Jules. Duncan kann das ab!«

»Vielleicht dürfte ich ein paar Worte mit euren teuer bezahlten Ärzten wechseln?«, frage ich und ignoriere seinen

Spruch, wobei ich schon wieder vergessen habe, was er eben gesagt hat. In meinem Kopf herrscht dumpfe Leere.

Wie bin ich hierhergekommen?

Mein Blick zuckt irrend von den Zwillingen zu den Ärzten, zu Paige und zurück. Jules erwidert meinen Blick mit einer besorgt erhobenen Augenbraue.

»Was machen wir hier?«, frage ich schließlich und sehe an mir herab. Scheiße, ich liege im Bett und trage einen verfluchten Krankenhauskittel.

Zuerst ist es still. Dann räuspert sich einer der fremden Männer und tritt vor. »Mr Brady, Sie hatten einen schweren Autounfall.« *Das war kein Unfall*, jagt es sofort durch meinen Kopf, doch ich starre den Arzt nur weiter fragend an, als er langsam und mit sonorer Stimme weiterspricht. Bei der ellenlangen Aufzählung, was ich mir alles bei dem Unfall gebrochen oder verletzt habe, schweife ich irgendwann ab. Es ist schwer, bei Bewusstsein zu bleiben. Mein Kopf dröhnt noch immer und ich vergesse die Hälfte von dem, was die Ärzte mir erzählen, bevor sie den Satz zu Ende gesprochen haben.

Irgendwann unterbreche ich ihn. »Holly!«, fordere ich laut und sehe gehetzt zu Paige, die mich mit einem sorgenvollen Ausdruck im Gesicht mustert. »Was ist mit Holly? Ist sie hier?« Paige hockt etwas abseits auf einem Sessel und kommt bei meiner Ansprache auf die Füße.

»Das hast du jetzt schon mindestens zehnmal gefragt«, sagt Jules, der sofort an ihrer Seite ist. Zehnmal? Unsinn. Maximal zweimal. Außerdem antwortet mir ja niemand.

»Das ist normal«, erklärt einer der Ärzte. »Spätestens morgen, allerspätestens übermorgen sollte Mr Brady wieder klar sein. Falls dieser Prozess länger dauert, müssten wir andere, bleibende Schäden in Betracht ziehen und weitere Diagnostik betreiben.«

»Sie meinen, sein Gehirn könnte doch geschädigt sein?«, fragt Francis und legt eine Hand auf meine Schulter. *Sie reden, als wäre ich nicht da.*

»Ausschließen können wir in diesem Stadium nichts.

Die Aufwachphase nach längerer Zeit im künstlichen Koma ist ein schwieriger Prozess.«

Francis brummt. »Doch ein Pflegefall, hm? Ich Sorge persönlich dafür, dass wir dir die heißesten Pflegerinnen besorgen, die der Markt hergibt, Kumpel.«

»Francis«, zischt Paige anklagend, schiebt ihn beherzt weg und greift nach meiner Hand. »Holly ist nicht hier, Duncan, aber es geht ihr gut. Du hast sie bei dem Unfall mit deinem Körper komplett abgeschirmt.«

Das weiß ich. Das hat sie mir gesagt.

Okay, fuck, mein Hirn ist tatsächlich nicht ganz klar.

Ich wende den Blick ab und drifte kurz darauf zurück in die Dunkelheit – wo diesmal kein hübscher Engel auf mich wartet.



Ich wache noch mehrmals ähnlich verwirrt auf. Immer an meinem Bett: Paige, Jules und Francis. Letzterer hat seine Sprüche irgendwann eingestellt, ein sicheres Zeichen, dass er sich mehr Sorgen macht, als er mir zeigen will.

Ich mag meine Freunde wirklich sehr. Aber statt jedes Mal ihre betäubten Gesichter zu sehen, wünschte ich mir, Holly wäre da.

Aber das ist sie nicht. Mittlerweile weiß ich das schon, wenn ich erneut wach werde. Ich frage nicht mehr. Stattdessen sehe ich zu Paige, die mehr Verbündete zu sein scheint als meine besten Freunde. »Was ist passiert?«, frage ich sie leise und deute auf den schmalen Streifen Bett, den mein Körper in dem kleinen Krankenhausbett freilässt. Ich bin mir nicht sicher, wie oft ich das schon gefragt habe oder ob jemand mir bereits eine Antwort gegeben hat. Die besorgten Ausdrücke auf ihren Gesichtern wirken allesamt so, als wäre ich schwerstbehindert.

Vielleicht bin ich das ja. Vielleicht ist das hier – dieser Ablauf – jeden Tag gleich. Vielleicht vergisst mein Hirn

wirklich alles, kurz nachdem ich es gehört habe. Wie lange schon? Drei Tage? Fünf? Fünfzig?

Ich habe nicht die leiseste Ahnung. Doch als Paige sich nun auf mich zubewegt und leicht im Profil dreht, erkenne ich die Rundung ihres Bauches ziemlich gut.

»Du bist schwanger«, stoße ich hervor, als sie sich neben mich auf die Bettkante hockt. Ihr trauriges Lächeln kann ich nicht deuten. Doch als Jules und Francis einen stummen Blick tauschen, ahne ich, dass ich auch das schon mehrfach gewusst – und vergessen habe.

Fuck.

»Scheiße«, knurre ich und entlocke Paige damit einen irritierten Gesichtsausdruck und auch die Zwillingsmienen entgleisen.

»He, so sprichst du nicht von unserem Baby, klar?«, brummt Francis und nähert sich dem Bett auf der anderen Seite.

»Das ... nein, das meine ich nicht.« Ich reibe mir über das Gesicht. »Wie oft habe ich das schon gefragt?«

»Ein paarmal seit gestern«, antwortet Jules und kommt mit einem Glas Wasser auf mich zu.

»Gestern? Was war gestern? Wie lange liege ich hier schon?«

»Du bist vorgestern aufgewacht, seitdem unterhalten wir uns hier in Dauerschleife«, antwortet Francis angespannt. »Irgendwann spiele ich dir wohl eine Kassette mit unseren Antworten auf, damit wir uns hier nicht den Mund fusselig reden.«

»Ich möchte dich sehen, wo du noch eine Kassette auftreibst«, murmle ich und richte mich auf. »Okay. Einmal noch. Was ist passiert?«

Jules drückt mir das Glas Wasser in die Hand. »Langsam trinken, kleine Schlucke.« Ich hebe mir das Glas an die Lippen und kippe es herunter. Mein Mund ist trockener als die Wüste Gobi, doch Jules reißt mir das erfrischende Nass nach der Hälfte ruckartig aus der Hand. »Langsam habe ich gesagt!«, fährt er mich gestresst an. »Das

ist nicht gut für deinen Organismus«, schiebt er ruhiger hinterher. Mein Gott. Ich werde schon nicht draufgehen, nur weil ich *Wasser* trinke.

»Sag jetzt«, grummle ich und sehe ihn so fest an, wie ich kann.

»Du hast Tiger in den Knast gebracht und bist mit ... Holly abgehauen, um zu feiern.« Die kurze Pause, die Jules bei ihrem Namen einlegt, lässt mich hellhörig werden. »Dann ist euch ein Auto in die Seite gekracht und ...«

»Wann war das?«, unterbreche ich ihn.

Jules reibt sich über den Nacken. »Vor einundzwanzig Tagen.«

Mein Blick huscht zu Paiges Bauch. Irgendwie geht diese Rechnung nicht ganz auf, aber das ist nicht mein Hauptproblem.

»Und Holly?«, frage ich und nehme mir fest vor, diesmal die Antwort in meinem Kopf zu behalten. Ich fühle mich schon wesentlich wacher.

»Verrätest du mir, was du geträumt hast?«, schaltet Francis sich ausweichend ein. »Es klang sehr interessant. Du hast etwas von Engeln gefaselt und von Gott.« *Gott* spuckt er aus, als würde er Voldemort sagen. Sonderlich gläubig sind wir alle nicht; dann schon eher an seichter Literatur interessiert.

Ich verenge die Augen. Denn *das* weiß ich im Gegensatz zu allem anderen noch ganz genau. »Was ist mit Holly, zum Teufel?« Ich sehe ihn wütend an. »Hört auf, mir auszuweichen, verdammt!«

Francis seufzt tief. »Wir sollten dieses Gespräch führen, wenn du hier raus und wieder fit bist, denkst du nicht auch?«

»Einen Scheiß werden wir tun!«, blaffe ich ihn an. »Du sagst mir sofort, was ihr wisst, ansonsten reiße ich mir diesen Mist jetzt sofort ab und gehe sie suchen!«

»Viel Spaß dabei«, feuert Francis zurück. »Dann musst du erst Ethan finden, der gerade dabei ist, deine gesamten Strukturen zu zerstören. Mit Holly an seiner Seite.«

Paige stöhnt leise auf und will etwas sagen, doch Jules hebt eine Hand, was sie sofort den Mund schließen lässt. »Er sollte das hören, Liebling.«

»Habt ihr sie gesehen? Habt ihr mit ihr gesprochen?«

»Sie ist mit Ethan und seinen Leuten abgehauen und hat dich zum Sterben im Autowrack zurückgelassen, also sorry, aber nein«, knurrt Francis. »Wir haben uns zuerst um dich gekümmert, statt diese Schl...«

»Wenn du Holly so nennst, hacke ich dir eine Hand ab«, knurre ich und richte mich wütend auf. »Und das meine ich fürchterlich ernst!«

»Versuch das mal. In deinem Zustand kannst du ja nicht einmal ein Schnitzel schneiden!«, feuert er anklagend zurück.

»Hey«, kommt es leise von Paige und sie nimmt meine Hand. »Du solltest dich nicht aufregen. Jules und Francis kümmern sich schon um alles. Deine Aufgabe ist es nur, dich auszuruhen und wieder gesund zu werden.«

»Um was kümmern sie sich?«, fahre ich sie an und reiße meine Hand weg. »Sie sind jeden verdammten Tag hier. Ich kann auch allein in einem Krankenhaus rumliegen, lasst mir meinetwegen eure Frau da, die mir das Wasser anreichen kann, aber ihr geht jetzt da raus und holt mir Holly, ansonsten mache ich es selbst!«

»Das könnte dir so passen, Dun!« Francis zieht Paige an seine Seite. »Paige ist weder deine Krankenschwester noch sind wir deine Lakaien, die du durch die Gegend schicken kannst, wie es dir passt. Wir sind deine Freunde, und wir machen schon alles, was geht.«

»Bullshit«, knurre ich, schwinde die Füße über den Rand des Bettes und reiße mir dabei sämtliche Kabelagen vom Körper. Vor meinem Sichtfeld tanzen schwarze Punkte, als ich nach vorne stoße und in Jules' Armen lande.

»Hinlegen. Jetzt. Sofort«, sagt er scharf und schiebt mich zurück. Er versucht es, denn ich habe nun wirklich genug. Ich stoße ihn zur Seite, entdecke einen Stapel Klamotten auf dem Tisch und wanke darauf zu.

»Ich gehe und ihr werdet mich gehen lassen!« Als sie Anstalten machen, mich auch daran zu hindern, deute ich mit dem Shirt in der Hand auf Paige. »Versetzt euch für drei Sekunden in meine Lage. Stellt euch vor, eure Frau – die Frau, die ihr liebt – wäre es, die vom Feind festgehalten wird! Kein schönes Gefühl, richtig? Ich muss sie da rausholen, und wenn ich dabei draufgehe, das ist mir aber so was von scheißegal, ehrlich.«

Wenn ich mir ausmale, was Ethan mit Holly, meiner kleinen traumatisierten Kirsche, macht, wird mir übel, und ich hätte beinahe sämtlichen Inhalt, der sich in meinem gefühlt leeren Magen befindet, auf den glänzenden Linoleumboden gekotzt. *Einundzwanzig* verdammte Tage. Was hat er alles in einundzwanzig Tagen mit ihr getan?

»Lass mich dir helfen.« Paige ist tatsächlich diejenige, die sich überwindet und einsieht, dass ich recht habe. Sie hilft mir unter den Argusaugen von Jules und Francis in die Klamotten, doch als ich zur Seite kippe, treten auch die beiden vor und stabilisieren mich.

»Okay, wir nehmen dich mit zu meinem Anwesen«, entscheidet Francis. »Die Ärzte können hier ohnehin nicht mehr viel mit dir anfangen. Du musst nur wieder fit werden, dann suchen wir einen schönen Rehaplatz für dich und ...«

»Sag mal, hörst du dir selbst beim Reden zu?«, schnauze ich und sinke auf den Stuhl, während Paige vor mir auf die Knie geht, um meine Schuhe zuzubinden.

Gottverdammmt.

Ich bin so am Arsch. Mir ist klar, dass ich ohne die Hilfe meiner Freunde nicht weit komme. »Lass mich das machen, der Anblick gefällt mir nicht«, knurrt Jules und geht ebenfalls vor mir in die Knie.

»Nichts für ungut, aber ich habe lieber Frauen vor mir knien als dich«, murmle ich mit rauer Stimme, die von der Anstrengung gezeichnet ist, und lasse den Kopf erschöpft zurücksinken. Ich starre in die grelle Neonröhre und blinzele nicht einmal. *Wo bist du, meine kleine Kirsche?*

»Aber nicht unsere«, gibt er genervt zurück. »Wie wär's mit etwas mehr Dankbarkeit, hm?«

»Ich wäre euch sehr verbunden, wenn ihr mir Holly bringen würdet.«

Jules kommt auf die Füße und reicht mir die Hand, um mich ebenfalls in die Senkrechte zu befördern. Schlechte Idee. Doch Francis erkennt meinen Zustand, tritt schweigend an meine andere Seite und legt seinen Arm um meine Mitte.

»Wir reden später darüber, jetzt sehen wir erst einmal zu, dass wir dich hier rausbekommen und du uns nicht doch noch wegstirbst.«

»So leicht sterbe ich nicht.«

»Das sah die letzten Tage anders aus«, grummelt Francis, während wir auf den hell beleuchteten Flur treten.

Wir kommen bis zu Jules' Maserati in der krankenhaus-eigenen Tiefgarage, dann schlafe ich schon wieder ein.

KAPITEL 2

Holly



Hat sich die Presse früher nicht sonderlich viel mit den Geschehnissen des Londoner Untergrunds auseinandergesetzt, sieht es heute anders aus. Oder vielmehr: Seit fünfundzwanzig Tagen sind die Nachrichten voll davon.

In Dauerschleife flackern die Bilder der zwei Autowracks über den Bildschirm und nicht einmal umschalten hilft, denn bei jedem verdamnten Sender sieht es ähnlich aus. Tiger und seine Leute bestehen darauf, dass die Fernseher, die in der Industriehalle an nahezu jeder Ecke angebracht sind, dauerhaft laufen, um sich an ihrem Sieg über die *Black Eyes* – über Duncan – zu ergötzen.

Duncan. Ich habe nichts mehr von ihm gehört und nichts mehr von ihm gesehen, aber das Bild, das er blutüberströmt und eingeklemmt in den Metallteilen der Autos abgegeben hat – wie er nach mir gerufen hat –, werde ich mein Leben lang nicht vergessen.

Das glatte Leder der braunen, abgewetzten Couch, das in einer etwas abgelegenen Ecke steht, die zu einer Art Wohnbereich umfunktioniert wurde, klebt an meinen Schenkeln, und gibt ein schmatzendes Geräusch von sich, als ich aufstehe. Ich verziehe unwillkürlich das Gesicht und lasse meinen Blick durch die Halle gleiten. Die Hitze des Sommers staut sich unter dem hohen Dach, es gibt so gut

wie keinen Durchzug und so kleben mir meine Haare in feuchten Strähnen auf der Stirn und im Nacken. Über allem wabert der süßliche Graseruch, der sich mit den chemischen Ausdünstungen der Meth-Küche unweit von mir entfernt mischt. Das Ganze wiederum mit den fettigen Gerüchen des echten Küchenbereichs, der aus mehreren gestohlenen Sperrholz- und Palettenmöbeln zusammengeschustert wurde. Angenehm ist wahrlich anders, aber im Gegensatz zu dem, was Duncan durchmacht, ist ein wenig Gestank und Hitze beinahe ein Wellnessurlaub.

Ich bleibe mit verschränkten Armen stehen, sehe zwischen Fernseher und dem Getümmel der Männer um mich herum hin und her. Im hinteren Teil der Halle befinden sich die Schlafabteile für Ethans Armee, wie er sie nennt, die wie in Militärkrankenhäusern aus Feldbetten und notdürftig gespannten Planen errichtet wurden. Dieses Hauptquartier existiert hier schon einige Jahre, sieht aber noch immer aus wie eine billige Übergangslösung.

Als das Bild im Fernseher umschwenkt und ein hohes, stuckverziertes Gebäude zeigt, fängt mein Herz an zu klopfen.

Eine Reporterin berichtet vor dem exklusivsten Privatkrankenhaus Londons über den berüchtigten Gang-Boss Duncan Brady, der mit schwersten Verletzungen im künstlichen Koma liegt. Es ist jeden Tag das Gleiche. Und trotzdem sitze – oder stehe – ich jeden Tag aufs Neue hier und warte darauf, ob sie etwas anderes sagt.

Ich *bete*, dass sie etwas anderes sagt.

»Hey Holly«, dringt eine tiefe Stimme an mein Ohr und ich rieche ihn, bevor ich ihn sehe. Ethan riecht immer nach den Pfefferminzbonbons, die er ständig kaut. Ja, *kaut*.

Er lehnt sich über meine Schulter und sieht zum Fernseher auf. »Na, gibt es Neuigkeiten? Ist er endlich tot?«

Ethans amüsierte Worte lösen eine Übelkeitswelle in mir aus, die durch seine Nähe nur noch verstärkt wird. Doch statt ihn wegzuschieben oder von ihm wegzutreten,

bleibe ich stocksteif stehen. Seufzend richtet er sich wieder auf und schiebt eine Hand in meinen Nacken. Schwer und heiß liegt sie dort und ich verkrampfe mich. Mit geschlossenen Augen atme ich gegen die aufkeimende Panik an und versuche, mich stattdessen auf die Stimme der Reporterin zu konzentrieren.

»... hat sich selbst entlassen. Sein genauer Gesundheitszustand sowie sein Aufenthaltsort sind seither unbekannt.« Mein Herz beschleunigt, ich reiße die Augen wieder auf, und plötzlich macht mir Ethans Nähe nicht mehr viel aus. Duncan lebt! Er lebt! Er hat *überlebt*!

Die Reporterin spricht weiter und ihre Worte dringen nur mehr wie durch eine verdammte dicke Schicht Watte an mein Ohr. Ob die andauernden Bandenkämpfe damit ein Ende finden oder nun in noch größerem Ausmaße wieder aufflammen, wäre noch nicht klar, erzählt sie, was Ethan auflachen lässt.

»Brady ist so oder so tot«, schnaubt er und tritt von mir weg. »Er macht es sich selbst nur schwerer. Armer Kerl. Jetzt noch einmal aufbegehren, nur um dann einen noch schlimmeren Tod zu sterben ... Ich habe ihn wirklich etwas klüger eingeschätzt.«

Ich sage nichts, sondern starre weiter auf den Fernseher. Ich will ihn sehen. Ich muss ihn sehen, doch die Berichterstattung endet abrupt und die Moderatoren im Studio übernehmen mit den allgemeinen Nachrichten.

Als ich mich umdrehe, fällt mein Blick auf die Eingänge der Halle, die von Männern abgesichert sind. Ethan folgt meinem Beispiel mit einem süffisanten Ausdruck auf der Miene. Ich lasse ihn stehen und stampfe in Richtung Küche davon.

Ich werde hier nicht rauskommen.

Und falls doch, werde ich vermutlich auf der Schwelle des *Devilish Sins* erschossen. Vielleicht sogar von Duncan höchstpersönlich, sollte er sich wieder erholen.

Ich habe mich mit dem Gedanken angefreundet – okay, nein, habe ich nicht, ich bin noch dabei, aber ich be-

zweifle, es je zu schaffen –, dass ich Duncan nie wiedersehen werde. Der Gedanke, er sei tot, hat mich die letzten fünfundzwanzig Tage beherrscht. In jede Pore meines Körpers ist diese Angst gekrochen und hat sämtliche anderen Ängste überrannt und unter sich begraben. Da war nur die nackte, kalte Angst, er könnte gestorben sein, als er mein Leben gerettet hat. Denn das hat er. Ich habe von dem Unfall keinen einzigen Kratzer davongetragen. Er hat mich instinktiv so festgehalten, so umschlungen, dass alles, jedes Teil, jede noch so winzige Scherbe, an ihm abgeprallt ist. *Oder in ihn gerammt wurde und ihn aufgeschlitzt hat.*

Das Einzige, was mich interessiert ist, ob er überlebt.

Alles andere war seither zweitrangig. Und wenn ich alles sage, dann meine ich alles.

Ich bin hier nicht diejenige, die sich in ihrem Leid suhlen darf. Allein der Gedanke daran fühlt sich falsch an, wenn Duncan gerade um sein Leben kämpft.

Er ist alles, was zählt. Sein Leben.

Mit allem anderen komme ich klar; nicht aber damit, dass er nicht mehr da sein könnte. Auch wenn ich befürchte, dass er nie mehr bei mir sein wird.

Es ist wirklich erstaunlich, wie sehr sich Prioritäten verschieben können. Vor nicht einmal einem Monat war mein größtes Problem, dass Duncan nicht mit mir schlafen konnte.

Bei dem Gedanken muss ich ein Schluchzen unterdrücken. Ich flüchte mich auf den Innenhof der Halle, um frische Luft zu schnappen, doch hilfreich ist diese Idee nicht. Die Hitze flimmert über den heißen Betonboden, kriecht an den Backsteinwänden der aufragenden Gebäude hinauf und erschwert mir das Atmen.

Ich sehe in den blauen Himmel und kneife die Augen zusammen. Die Sonne steht hoch am Himmel und scheint mir grell ins Gesicht. Trotzdem sehe ich nicht weg. Ich bin nicht gläubig, trotzdem habe ich angefangen, zu beten. Auch jetzt richte ich stumme Worte, flehende, verzweifelte, an ir-

gendeine höhere Macht, sie möge dafür sorgen, dass es Duncan gut geht. Dass er sich erholt.

Was würde ich jetzt dafür geben, die Zeit zurückdrehen zu können. Ich hätte mich überwinden können. Es ist nicht so schlimm, wie ich jetzt weiß. *Weil die Sorge um Duncan so viel schlimmer als alles andere ist.* Erdrückender. Vernichtender.

Aber er hätte es sein sollen. Der erste Mann, der seit dem Ereignis von damals in mir war.

Er hätte es sein *müssen*.

Schon wieder wird mein Magen schwer und ich wandere ziellos umher, um mich abzulenken. Männer schrauben unter lautem Fluchen an ihren Motorrädern, andere tauschen irgendwelche Drogen. Hier herrscht die Anarchie der Straße – aber ich stehe unter Ethans Schutz. Niemand der Männer würde es wagen, mich auch nur mit einem schiefen Blick anzusehen.

Die Frage ist, wie lange das so bleibt.

Und die noch viel größere: Was wird Ethan jetzt wegen Duncan unternehmen? Wird er einen zweiten Versuch wagen, ihn umzubringen?

Das kann ich nicht zulassen.

Verhindern aber – wenn ich realistisch bin – ebenso wenig.

Ich sitze in der Falle und mir bleibt nur die Hoffnung, Duncan macht das einzig Richtige: aufgeben – und verschwinden.

Auch wenn das bedeutet, ihn nie wiederzusehen.

Ihn nie wieder zu berühren. Zu küssen.

Aber dafür würde er leben. Und das ist alles, was zählt.



Am Abend sitze ich wie immer vor meinem Teller an der langen Tafel, die in dem Teil der Halle aufgestellt wurde, der als Gemeinschaftsbereich fungiert. Lieblos stochere ich in dem Essen und weiß nicht einmal, was ich da eigentlich

herunterwürge. Es sieht in seiner bräunlichen Farbe und der nicht näher definierbaren Konsistenz weder appetitlich aus noch schmeckt es nach etwas anderem als Pappe.

Die Gespräche der Männer und der wenigen Frauen versuche ich auszublenden. Sie sind doch immer gleich und drehen sich um ihren Sieg über Duncan. Viel Sorge, dass er doch überlebt hat und einen Vergeltungsschlag ausüben könnte, hat hier niemand. Und das ist es, was mir am meisten Bauchschmerzen bereitet. Ethan hat einen Plan, und ich weiß auch, dass ich ein Teil davon bin – sonst wäre ich nicht hier.

Aus dem Augenwinkel erkenne ich ihn, wie er dazu-stößt. Unter lautem Gejohle der Männer, die ihn wie einen König feiern, lehnt er mit der Hüfte an einem Stahlmast und sieht in die Runde.

Ich mustere ihn wie alle anderen. Alles an ihm ist schwarz. Seine mitternachtsschwarzen Haare fallen ihm ins Gesicht und sind gepflegt. Nichts an ihm verrät sein wahres Naturell. Sein attraktives Äußeres ist das eine. Mit seiner muskulösen Brust, über die sich ein schwarzes Shirt spannt, seiner schwarzen Jeans, die an den Knien Risse aufweist, und den schweren Boots wirkt er wie der Typ Bad Boy, der in zahlreichen Geschichten und Filmen auf ein Podest gehoben wird, auf den er nicht gehört. Das andere ist der gravierende Unterschied zur Realität: Ethan ist ein Bad Boy der übelsten Sorte, der seine Schritte von langer, sehr langer Hand plant, geduldig ist, zurücksteckt und auf den richtigen Zeitpunkt wartet. Und dann zögert er nicht. Ich habe noch immer Duncans gurgelnde Geräusche im Ohr, als Ethan ihm das Messer in den Bauch gerammt und es mehrfach gedreht hat. Ich dachte, er weidet ihn auf der Rückbank aus.

Duncan hat gestöhnt, Blut lief über seine Lippen, und doch hat er mit aller Macht gegen den Tod gekämpft – weil er sich Sorgen um mich gemacht hat. Mein Magen überschlägt sich erneut und ich schiebe den Teller mit der undefinierbaren Masse von mir, bevor ich mein aufgewühltes Inneres noch über den langen Stahltisch kotze.

Duncan lebt. Und hoffentlich wird das auch so bleiben. Ich tue alles in meiner Macht Stehende dafür, auch wenn es zugegebenermaßen nicht viel ist.

Als ich schrille, aufgebrauchte Stimmen höre, die zu den zwei wichtigsten Frauen dieser Gruppierung gehören, verkrampfe ich meine Hände in meinem Schoß. Die Rothaarige nickt Ethan nur knapp zu, bevor sie sich am großen Suppentopf bedient, die andere schmiegt sich katzenartig an ihn.

Sie hat all das, was Männer fasziniert. Einen sündigen Körper, einen riesigen Vorbau, den sie durch ihr enges Top extra in Szene setzt, einen prallen Hintern, auf den jede Frau neidisch sein könnte, und sie ist dunkel geschminkt. Ihre seidigen schwarzen Haare enden in einem geflochtenen Zopf erst auf Hüfthöhe. Ja, sie sieht aus wie Lara Croft, und ich wette, dass alle anwesenden Männer hoffen, je in den Genuss ihrer sexuellen Fähigkeiten zu kommen, mit denen sie nicht gerade verschlossen umgeht. Doch in den meisten Fällen ist das Ethan vorbehalten. »Wie war deine Mission?«, fragt der nun mit tiefer Stimme und streicht unverhohlen über ihren tiefen Ausschnitt, bevor er seinen Zeigefinger zwischen ihre Brüste schiebt.

Sie schmiegt sich in ihrem knappen, – ich muss es so sagen – nuttigen Outfit an ihn, fährt mit ihrer Hand über seine Brust und winkelt ihr Bein an, als würde sie für ein billiges Porträt posieren, was all den lüsternen Männern um mich herum einen perfekten Blick unter ihren Lederminirock ermöglicht. Ich sehe nicht hin. Ich will nicht wissen, ob sie ein Höschen trägt oder nicht.

»Was denkst du denn, Babe? Natürlich erfolgreich. Er hat mir alles abgekauft und ich musste nicht einmal viel dafür tun.« Ich will auch nicht wissen, wer *er* ist.

Ethan grinst derart schmutzig, dass mir ein unangenehmer Schauer die Wirbelsäule hinabrauscht. Die Beziehung der beiden lässt sich am ehesten mit *speziell* beschreiben.

»Hast du ihm einen geblasen?«, fragt Ethan ganz unver-

blümt, was die Männer unruhig werden lässt. Das aufgeregte Murmeln erstickt, weil sie alle an ihren vollen Lippen hängen und auf ihre Antwort warten. Ich versuche, mein Wissen zu verdrängen, wo sie diese Lippen schon überall hatte. Es gelingt mir nicht. Die Übelkeit breitet sich wie ein fieser Virus in mir aus, Schweiß rinnt mir über den Rücken und ich zwingen mich dazu, auf den Tisch vor mir zu sehen. Die Oberfläche ist zerkratzt und man sieht ihr den nachlässigen Umgang mit jeder Kerbe an. In eine davon presse ich meinen Daumen, um den beißenden Gedanken zu entkommen.

»Ja«, gibt sie zu. »Und dann, gerade als er gekommen ist, habe ich mein Messer aus dem Schaft meines Stiefels gezogen und ihn erstochen. Er ist umgefallen wie ein nach Luft japsender Fisch, die Lust war noch in seinem verzogenen Gesicht zu sehen, als es starr geworden ist.« Ihre Stimme ist lieblich und doch so scharf wie das Züngeln der Giftschlange, die sie ist. Ich bemühe mich, das verzweifelte Gefühl zu besiegen, als ich an die kleine Schlange in S-Form denke, die Duncan auf seiner Brust tätowiert hat. Direkt über seinem Herzen. *Für sie.*

Ein begeistertes Raunen geht durch die Runde, mir hingegen kommt das matschige Essen wieder hoch. Hektisch atme ich flach durch die Nase, um dem Brechreiz zu entkommen, und bemerke nur am Rande, wie Ethan sie auf seine Arme hebt, auf der Sperrholzkonstruktion absetzt und zwischen ihre Beine tritt.

»Du bist meine Heldin.«

»Ich weiß«, entgegnet Sophia, zieht ihn an seinem Shirt zu sich und sie versinken in einem derart intensiven Kuss, dass die Männer um mich herum nicht mehr aus dem Starren herauskommen. Ich will nicht wissen, wie es gerade in ihren Hosen aussieht.

Doch plötzlich tritt Ethan zurück und ich weiß, was jetzt passiert.

Er lacht leise auf, als er mit wenigen Schritten hinter mich tritt. »Dann ist es jetzt Zeit für mich«, sagt er zur Seite,

was Sophia nur ein verschnupftes Lachen entlockt. Sie setzt sich anmutig zwischen zwei Männer, die sie sofort bedienen, als wäre sie die Königin, für die sie sich ausgibt, und würdigt mich keines Blickes.

Sie hasst mich. Und das beruht auf Gegenseitigkeit.

Ethan legt mir freundlich auffordernd eine Hand auf die Schulter. »Holly? Bist du fertig?«

Als ob ihn das interessieren würde.

Mit steifen Gliedern stehe ich auf, sehe nicht zurück, als er mich in den hintersten Bereich der Halle führt. Oder treibt, wie auch immer man es sehen will.

Es gibt in dieser Halle genau zwei mit massiven Stahltüren abgetrennte Räume. Einer ist das Gemeinschaftsbad für alle Geschlechter, ein anderes sein Schlafzimmer.

Unter seinen Leuten auch bekannt als das Königszimmer, wie er es herablassend nennt.

Er öffnet mir die Tür, als wäre er ein Gentleman, den mahnenden Blick noch auf den Zügen. Ich neige den Kopf und trete hindurch.

Wie überall dominiert auch hier die kahle, industrielle Einrichtung, doch das Bett ist ein echtes. Eins mit einer echten Matratze, und sogar ein Teppich liegt davor. Die Industriefenster sind beschlagen und lassen nur milchiges Licht der Abendsonne herein.

Dem Bett gegenüber steht ein offenes Regal aus schwarzem Metall mit dunklen Holzeinsätzen. Ich tapse auf das Bett zu, bleibe davor stehen und warte mit gesenktem Kopf auf Ethan.

Er zögert nicht, sondern kommt direkt auf mich zu. Mit einem Grinsen auf dem Gesicht umfasst er meine Wangen mit seinen Händen, bevor er mir einen derart intensiven Blick zukommen lässt, der meine Knie weich werden lässt.

»Hattest du einen schönen Tag?«, fragt er mit warmer Stimme, während seine Hand langsam in meinen Nacken rutscht. Immer näher zieht er mich an sich, bis ich mehr oder weniger in seinen Armen liege. Ich nicke schwach. Er

weiß ohnehin, dass es nicht die Wahrheit ist. Ich hatte keinen schönen Tag.

»Ich werde bald wieder mehr Zeit für dich haben, meine Kleine«, verspricht er mir und knetet meinen Nacken mit sanftem Druck.

Mit einem flatternden Gefühl in der Magengegend schließe die Augen und lehne meine Stirn an seine Brust. Doch diese Zeit gewährt er mir nicht lange. Seine Finger legen sich um mein Kinn, dann hebt er es sanft an. Unsere Blicke treffen sich, sein Mundwinkel zuckt, bevor er sich zu mir herabbeugt und seine Lippen auf meine legt. Sein Kuss ist genauso behutsam wie seine restlichen Berührungen. Seine Zunge streicht spielerisch über meine Unterlippe und ich zögere nicht, ihn einzulassen. Dennoch muss ich ein Schaudern unterdrücken, als ich Sophias Lippenstift noch an Ethan schmecken kann. Es gelingt mir nicht ganz und er merkt es genau. Er merkt alles. »Es tut mir leid«, flüstert er vor meinen Lippen, bevor sein Daumen darübergleitet. Vermutlich wischt er mir ihre Spuren ab.

»Schon okay«, hauche ich mit kratziger Stimme.

»Zieh dich aus«, fordert er mit einem leisen, durchdringenden Ton, während er sich selbst das Shirt über den Kopf zieht.

Ich lasse meinen Blick nicht von seinem Oberkörper ab, als ich mir das Top über den Kopf ziehe und anschließend an meinen Rücken greife, um den BH abzustreifen. Während Ethan aus seiner Hose steigt, öffne ich meine Jeansshorts und streife sie gleich mit dem Slip ab.

Nackt und unverletzbar stehe ich vor ihm, als er mich an der Hüfte an sich zieht. Das hier ist nichts, womit er mir wehtun kann.

Nicht mehr.

Erneut prallen unsere Lippen aufeinander, sein nackter Schwanz zuckt an meiner Hüfte und ich dränge mich näher an ihn.

»Ich habe dich vermisst«, raunt er in mein Ohr, schließt seine Arme um mich und hebt mich auf das Bett.

»Und ich dich erst«, flüstere ich mit Tränen in den Augen, als ich meine Hände an seine Wangen lege. Er hält kurz inne, um zuzulassen, dass ich ihn berühre.

»Möchtest du, dass ich heute nett zu dir bin, Prinzessin?«

Ich unterdrücke mit aller Macht ein Schluchzen. »Bitte.« Ich atme tief ein, als sein Blick starr bleibt. »Bitte ... sei nett zu mir, Ethan.«

Er mustert mich kurz, seine Finger streifen schon über mein Schlüsselbein. Obwohl alles in mir danach drängt, schließe ich die Augen nicht, sondern erwidere seinen dunklen Blick.

»In Ordnung«, sagt er dann und schiebt sich über mich. »Ich weiß, dass ich mich zu wenig um dich kümmerge, auch wenn ich es vermisse, dich so zu nehmen, wie wir beide es lieben.« Ein Schaudern erfasst mich. Seine warmen Finger streichen über meine Brüste, weiter über meinen Bauch, dann schiebt er sie zwischen meine Beine.

Seufzend öffne ich sie für ihn und sein Blick glüht förmlich, als er über meine empfindlichste Stelle reibt. Er ist vorsichtig und gleichzeitig weiß er genau, wie er mich berühren muss, damit ich mich fallenlassen kann. Er berührt mich sanft, sodass sich ein Ziehen in meinem Becken ausbildet.

»Ich möchte dich aber gerade lieber so«, krächze ich, als er mit zwei Fingern in mich eindringt.

»Ich weiß«, raunt er vor meinen Lippen, bevor er mich küsst und seine Bewegungen intensiviert. Seine Zähne streifen meine Unterlippe, er richtet sich etwas über mir auf, damit er seine Finger noch tiefer in mich stoßen kann. Dabei trifft er genau den Punkt, der für das stetige Pulsieren in meinem Inneren sorgt.

Ich beiße mir selbst auf die Unterlippe, ohne ihn aus den Augen zu lassen, was seine Iriden dunkel aufblitzen lässt. »Gefällt dir das, mein Mädchen?« Immer leichter gleitet er durch die Feuchtigkeit zwischen meinen Schenkeln. Als Antwort bäume ich mich ihm entgegen, doch die

Strafe darauf folgt sofort. »Sag es«, knurrt er und zwickt in meine Klit. »Ich will dich hören.«

Ich stöhne auf. Vor Schmerz. *Vor allem.*

»Das gefällt mir«, hauche ich, aber ich sehe schon in seiner Miene, dass ihm diese Antwort nicht reicht. »Gib mir mehr, Ethan. Mehr von dir. Es tut mir leid, bitte, ich ...« Ich verstumme und greife an seinen Nacken, um ihn auf mich zu ziehen.

»Du wolltest es nett«, erinnert er mich spöttisch und drängt meine Beine mit einem groben Griff weiter auseinander. Als er die aufflammende Panik in meinem Blick sieht, verhärtet sich sein Kiefer und er hält inne. Er atmet tief ein, dann legt er eine Hand an meine Wange. Ich schmiege mich hinein und erlaube mir wenigstens für wenige Sekunden, die Augen zu schließen.

Als ich sie wieder öffne, ist sein Blick weich. »Wieder okay?«, fragt er leise und ich nicke sofort. »Ich werde sanft zu dir sein.« Diesmal in einem ehrlichen Tonfall, der die Anspannung wenigstens zu einem Teil von mir löst. Als Antwort schmiege ich mich an ihn und versuche dennoch, die aufsteigenden Tränen zu verbergen. »Sch«, macht er beruhigend, während ich seine pralle Spitze an meinem Eingang spüre. »Es ist alles gut. Du bist wieder bei mir. Ich bin wieder bei dir. *Wir* haben uns wieder.« Er küsst mich sanft. »Nicht wahr?«

Ich nicke schwach. *Er wird mir nicht wehtun.*

Das hat er noch nie. An den Gedanken klammere ich mich wie eine Ertrinkende an den Rettungsring, als er sich in mich schiebt. Er gibt mir ein paar Sekunden, als er mich voll ausfüllt, dann fängt er an, sich in mir zu bewegen. Und das tatsächlich so, dass es nicht unangenehm ist.

Ethan weiß, was mir passiert ist – weil Ethan einfach alles weiß –, und es war und ist nie sein Anliegen gewesen, mich dasselbe erneut durchleben zu lassen.

»Halte dich an mir fest«, fordert er und stößt erneut in mich. Ich verbeiße mir ein Stöhnen, hebe meine Hände an seine Schultern und komme seiner Aufforderung damit

nach. Immer wieder schiebt er sich in mich, treibt mich mit seinen sensiblen Berührungen langsam, aber stetig den Berg hinauf. »Zeig mir, was ich mit dir mache, Baby«, keucht er vor lauter Zurückhaltung und reibt seine Nase an meiner. Eine liebevolle Geste – die ihren Zweck nicht verfehlt. Ethan weiß verdammt genau, wie er mich anfassen muss.

Ich keuche gegen seine Schulter, pariere seine Bewegungen mit der Hüfte, was ihm ein dunkles Stöhnen entlockt. Er mag es, wenn ich mich mit einbringe, dennoch ist er derjenige, der die Kontrolle behält.

Natürlich.

»Ich habe dich so vermisst«, flüstert er und kreist langsam, aber deutlich intensiver mit seinem Becken an meinem. Sein Schwanz trifft immer wieder auf diese Stelle, die dafür sorgt, dass ich den Kopf in den Nacken lege und mich dem erlösenden Gefühl hingebe, das mich überkommt. Ethan küsst meinen Hals, dann beißt er sanft hinein.

»Ich habe dich vermisst«, flüstere ich wie auf Kommando gegen den feinen Schweißfilm an seiner Wange.

»Wem gehörs du?«

»Dir«, murmle ich mit Tränen in den Augen, die ich nicht länger zurückhalten kann. Sein Kiefer verhärtet erneut. Er will nicht, dass ich weine. »Nur dir, Ethan«, lege ich sofort nach und blinzle heftig gegen die Tränen an. »Ich gehöre dir. Nur dir, das weißt du doch. Das mit Duncan habe ich für uns getan. So wie wir es geplant haben.« Sein Blick frisst sich förmlich in mich. »Ich ... ich liebe dich«, krächze ich mit trockenem Hals.

Seine ohnehin schon dunklen Augen leuchten noch dunkler auf und zeigen sein ganzes zerstörerisches Wesen. Aber nur für wenige Sekunden, dann beugt er sich wieder über mich. Unsere Lippen prallen aufeinander und er küsst mich so verlangend, so einnehmend, dass mein Magen Saltos schlägt und das Ziehen in meinem Becken zunimmt. Die Hitze rollt in Schüben über mich und die gesamte Anspannung, die sich in den letzten Wochen in meinem

Körper gesammelt hat, droht mich von innen heraus zu zerreißen.

Die kurzen Stoppeln seiner Wange reiben über mein Kinn, als er raunt: »Komm für mich, mein Mädchen. Nur für mich.« Er stößt erneut in mich und ich kann mich nicht gegen die Welle wehren, die mich erfasst. Ich will es auch gar nicht. Stattdessen lehne ich mich ihm laut ausatmend entgegen, meine Zehen gestreckt, wie mein gesamter Körper. Die gesamte Anspannung fällt wie ein Kartenhäuschen in sich zusammen und von mir ab. Wenn auch nur für wenige Sekunden. In diesen Momenten, wenn er mich auf diese Weise etwas Gutes fühlen lässt, kann ich kurz abschalten.

Ethan stößt sich noch dreimal in mich, dann zieht er sich aus mir hervor und pumpt sein Sperma auf meinen Bauch. Warm und klebrig läuft es an meinen Seiten herab und tropft auf die Matratze.

Ohne seine Aufmerksamkeit von seiner Markierung auf mir zu nehmen, richtet er sich auf, dann steht er auf, holt ein Taschentuch und wischt mich sauber. Ich schaffe es nicht länger, ihm in die Augen zu sehen.

Es folgt ein sanfter Kuss auf die Stirn, dann zieht er die Bettdecke über mich. »Schlaf gut, Holly. Ich muss noch ein bisschen arbeiten.«

»Ist okay«, sage ich leise, während er schon dabei ist, sich anzuziehen.

Ich weiß, wohin er nun durch die Tür verschwindet.

Zu Sophia. Seiner eigentlichen Königin.

Und ich hasse ihn dafür. Und sie noch so viel mehr.